

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 192 (1919)

Artikel: Glück
Autor: Bosshard, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glück.

Von Jakob Bofhard.

Es war Silvesterabend. Wir saßen beisammen, ein paar Damen und Herren, um das Einläuten des neuen Jahres abzuwarten, auf das wir anstoßen wollten.

Einmal, als das Geräusch auf einem toten Punkt angelangt war, warf einer das Wort Glück wie einen Spielball unter die Gesellschaft; man fing es auf und gab es her und hin, mit größerem Eifer, als man es wohl zu einer andern Stunde getan hätte. Denn die letzten Atemzüge eines Jahres stimmen fast immer nachdenklich; man sinnt an das, was rückwärts liegt, und an das Rätselhafte, das kommen mag, und wenn das Wort „Glück“ nicht auf allen Lippen ist, so stellt es sich doch hinter jeden Gedanken und neben jede Hoffnung.

Man sprach vom Glück, wie man etwa von Abwesenden spricht, Gutes und Schlimmes durcheinander, immer etwas boshaft, selbstverständlich. Darin war man einig: Kommt es unverhofft, so betäubt es, kommt es von weitem sichtbar, so findet es uns kühl und kritisch.

Einer meinte: „Es ist ein Irrlicht; wer es haschen will, gerät in den Sumpf.“ Ein anderer warf die Frage auf: „Wer hat überhaupt schon unvermishtes Glück empfunden?“ Es entstand eine Verlegenheitspause; keiner wagte zu sagen: „Ich.“ Gewiß hatte jeder schon Glück erfahren; aber ohne einen Beigeschmack? Hm!

„Ich habe es noch keinen Augenblick ohne einen schweren Tropfen Vermut gekostet“, fuhr der Herr weiter, sich sichtlich des unbehaglichen Gefühles freuend, das er in allen hervor gebracht hatte.

„Nicht einen Augenblick?“ erwiderte eine Dame; „ist das Leben denn wirklich so trostlos? Gehören blühende Apfelbäume ins Reich der Fabel, weil sie ein Blinder nicht sieht? Mir scheint, es gibt eine Anlage zum Glück, wie es eine zum Trübsinn gibt. Daß das Glück nicht gerne bei einer nüchternen Seele zu Gaste kommt, kann ich ihm nicht verargen“, setzte sie mit einem Seitenblick hinzu, „und wer weiß: vielleicht ist unser Gedächtnis nicht für das

Glück eingerichtet; die erhebende Stunde wird durch die nachfolgende flache verwischt und verdunkelt. Haben Sie nie die Erfahrung gemacht, daß das Glück, das unter unsern Augen andern widerfährt, uns besser im Gedächtnis bleibt als das eigene, eben weil es dem Wechsel unserer Stimmungen nicht ausgesetzt ist? Drum will ich die Frage anders stellen: Hat noch keiner an andern reines Glück gesehen?“

„Das Wort vom Blinden und dem Apfelbaum ruft mir ein Erlebnis in die Erinnerung, bei dem ich reines Glück zu sehen meinte“, erwiderte eine andere Dame, die sich einst zur Krankenpflegerin ausgebildet hatte. „Ich will die Geschichte erzählen:

Es war in der Augenklinik von Professor... Eines Tages wurde uns ein etwa siebenjähriges Mädchen aus dem Oberland gebracht und mir zur besondern Fürsorge überbunden. Es war blind geboren, litt an Jugendsfar, der nun reif war und operiert werden sollte. Es schien ganz verwahrlost und bewegte sich, selbst für eine Blinde, sehr unsicher. Ich fragte die Mutter, woher das komme. „Ich habe noch sechs andere Kinder zu Hause und einen großen Gewerh dazu; wo sollte ich denn die Zeit hernehmen, mich mit dem Gör da lang abzugeben?“ erwiderte sie sichtlich beleidigt und ging davon, ohne von dem Mädchen recht Abschied genommen zu haben. Ihre Zeit war ihr offenbar sehr kostbar.

Hanneli, so hieß das Mädchen, wurde die Sensation des Kinderstaals. Als es gewaschen und sorgfältig gekämmt war und einen blauen Bündel im Haar trug, konnte es fast als kleine Schönheit gelten. Es hatte gewelltes, blondes Haar, das so lang war, daß es darauf sitzen konnte, und im Gesicht jene Blässe und jenen leidenden Zug, die man oft an Blinden sieht, und die ihnen etwas Ungewöhnliches, Feines, Mitleiderregendes geben. Da es das einzige ganz Blinde im Saal war, erregte es die Neugier der andern; alle machten sich heran, standen vor ihm wie vor einem Rätsel oder einem Wundertier aus einer fremden Welt, und die Kühnern suchten es ins Gespräch zu bringen. Es war anfänglich scheu wie ein gefangener Zeisig; man merkte es ihm an, daß

es fast immer allein gewesen war, wie verloren in der Welt. Doch schon nach ein paar Tagen wurde es zutraulicher, knüpfte Bekanntschaften an, nicht mit Worten, sondern mit den Händen. Es betastete das Gesicht, die Haare, die Kleider der andern und sagte dann etwa: „So, dich kenne ich jetzt; du bist die mit der Obsti-Nase“, oder „du bist die mit dem groben Haar“. Dann ließ es sich von ihnen in der neuen Welt, in die es versetzt war, zurechtweisen und herumführen. Es hatte bald einen besonderen Freund gefunden; Kōbēli hieß er. Er war aus dem Glend gekommen, aus einem Stadtviertel, wo es einem an der Wiege gesungen und eingepflegt wird, daß man zum Dienen und nur für andere da ist. Die Kameraden hielten ihn für beschränkt und nutzten seine Gutmütigkeit täglich aus; dafür erhielt er in Hanneli eine dankbare Meisterin. Und da sie ihn nie hänselte und ihm vor andern den Vorzug gab, wurde er ganz ihr Sklave: er führte sie im Saal herum, zeigte ihr alle Gegenstände, stand bei ihr, wenn sie sie betastete, und sagte ihr, wozu sie dienten. Dann ging's aus dem Saal in den Garten hinaus; sie mußte die Häuschen betasten und bewundern, die er aus Steinen und Lehm errichtet hatte; er führte sie zu den Blumen und ließ sie daran riechen, was für sie ein ganz köstlicher Genuß schien. Als Kōbēli das merkte, geriet er in der Leidenschaft, ihr zu gefallen, sogar auf die Bahn des Verbrechens. Eines Tages erhob sich im ganzen Saal ein großer Lärm: „Der Kōbi hat Pfingstnägeli abgebrochen; der Kōbi hat gestohlen!“ Er war ganz ratlos und fing an zu weinen. Die Blütenzweige besaß er nicht mehr; er hatte sie Hanneli unters Kissen gelegt; sie sollte sie beim Zubettgehen finden, am Geruch entdecken.

Natürlich mußte Hanneli auf hunderterlei Neugier antworten: „Ist es nicht schrecklich, nichts zu sehen?“ „Nein, das ist nicht schrecklich“, erwiderte sie bestimmt. „Fürchtest du dich nicht, wenn's immer dunkel ist?“ Sie mußte lachen: Was war denn zu fürchten? „Weißt du, wie ein Tisch aussieht?“ Natürlich wußte sie das. „Und die Wasserflasche und das Glas und der Gartenzaun?“ — Alles wußte sie,

so auch, daß es große und kleine Leute gibt, daß die Buben kurzes und die Mädchen langes Haar haben und daß es den Männern um den ganzen Kopf herum wächst. Besonders genau aber kannte sie die Gesichter der Kameraden; die Form der Nase war ihr bei jedem ganz vertraut. Selbst wie ein Baum ist und wie die Wiesen aussehen, behauptete sie zu wissen. „Und der Himmel?“

Da wurde sie unsicher; den hatte sie nicht betasten können; dazu waren ihre Hände auf zu kurzen Stielen.

Unglücklich war die Kleine anfänglich wegen ihres Zustandes durchaus nicht; ja, ich glaube, sie war sich ihrer Blindheit kaum bewußt. Sie behauptete beständig, sie sehe die Dinge auch, nur dunkel. Und wirklich, wenn sie von dem Wägelchen sprach, auf das sie zu Hause von den ältern Geschwistern hie und da gesetzt worden war, so tat sie das mit einer solchen Genauigkeit und Umständlichkeit, daß man den Eindruck erhielt, sie kenne es besser, als Sehende es gekannt hätten.

Aus dieser Zufriedenheit wurde sie durch das Fragen und Gerede der geschwätzigen Stadtkinder bald herausgerissen. „Weißt du, wie die Sonne ist?“ fragte sie eines einmal. „Ja, die Sonne ist warm.“ Die kleinen Patientinnen belehrten sie: Das sei schon wahr; aber sie sei auch glänzend, so glänzend, daß man nicht dreinschauen könne; sie sei am Himmel gemacht, aber nicht fest; sie könne daran hinauf- und hinuntergehen. Sei sie am Himmel, so sei es Tag, und sei sie nicht am Himmel, so sei es Nacht. Ob sie sich den Tag denken könne.

Am Abend, als ich die Kleine zu Bett legte, flüsterte sie: „Ich möchte die Sonne auch einmal sehen. Ist sie gar so glänzig, Schwester?“ Ich tröstete sie: gewiß werde sie die Sonne einmal leuchten sehen, herrlich, herrlich, und half so, ohne es zu wollen, mit, ihre Zufriedenheit zu stören.

Die ersten Rosen blühten zu jener Zeit. Ein Junge, der andere gerne neckte, brachte ihr einmal eine gelbe und eine rote, ließ sie daran riechen und fragte sie, welche ihr besser gefalle. Sie urteilte nach dem Geruch und fand die gelbe schöner. Da das Rot mehr nach seinem

Geschmack war, lachte er sie, zu den andern Buben gewandt, aus: „Oh, die meint, gelb sei schöner als rot.“ Und die andern lachten mit ihm, wie sich denn Kinder fast immer auf die Seite der Spötter stellen. Nur Köbéli nahm seinen Schützling bei der Hand und sagte: „Wenn du einmal siehst, wirst du es schon recht sagen.“

Sie wurde aber durch diese Worte nur noch trauriger gestimmt, fing heftig zu weinen an und flehte, man möge sie heim zum Vater bringen. Sie hatte auf einmal Heimweh nach dem einsamen väterlichen Gehöft bekommen, wo man sie ruhig und ungestört in ihrer Blindheit hatte hinleben lassen, wo ihr die Sehnsucht nach dem Unbekannten erspart geblieben war.

Diese Auftritte mehrten sich von da an; ihr Geist war nun aufgeschreckt und neugierig; sie war sich ihrer Zurücksetzung und Hilflosigkeit der Welt und den Menschen gegenüber bewußt geworden. War sie mit mir allein, so stellte sie immer die ängstliche Frage: „Aber, Schwester, werde ich auch ganz gewiß einmal sehen?“

„Natürlich wirst du nach der Operation sehen, wenn du dann ganz brav bist, den Verband nie wegreißest, nie weinst oder gar in den Augen krazen willst.“

„Oh, ich will ganz brav sein! Und dann werde ich den Himmel sehen und die glänzende Sonne dran?“

„Freilich, und die Menschen, den Vater und den Köbéli.“

„Und dich? Und ich stoße nie mehr an?“

„Nein, dann stößest du nicht mehr an, brauchst nicht mehr zu tasten und kannst wie die andern lesen und schreiben lernen.“

„Macht mir der Doktor bald ein Loch ins Auge, daß das Licht herein kann?“

So hatten ihr die Kinder die Operation verständlich gemacht. Wie ein Fieber kam es allmählich über die Kleine; manchmal rief sie mitten in der Nacht, um mich zu fragen, ob grün schöner sei als blau, ob die Sonne aussehe wie eine Strumpflugel oder wie ein Katzen; wie sie am Himmel angemacht sei und wo sie übernachtete.

In dieser Zeit wurde das Kind einmal von seiner Mutter und ein paar Tage später von

seinem Vater besucht. Die Frau hatte es wieder sehr eilig; sie war auf dem Markt gewesen und hatte nur schnell einen Katzenprung nebenaus ins Spital gemacht. Sie war entrüstet, daß man das Kind so lange behalte, ohne es zu operieren; das koste ja ein Höllengeld. Daß man es erst habe kräftigen und sicherer machen müssen, schien sie nicht zu begreifen; sie litt auch an einer Art Star. „Es hat zu Hause auch keinen Hunger gehabt“, sagte sie scharf, und zum Kinde gewendet: „Sei artig und mach, daß man keine Schande an dir erleben muß und daß das viele Geld nicht umsonst ist.“ Dann war sie weg.

Der Vater dagegen blieb länger und war ganz zärtlich mit der Kleinen; die Rollen schienen in dieser Familie vertauscht zu sein. Er hatte etwas Schüchternes, Verlegenes in seinem Auftreten; die resolute, lärmende Frau hatte ihn offenbar im Lauf der Jahre kleinlaut gemacht und ihm das Selbstvertrauen genommen. Als er ging, wurde er fast beredt und gab der Blinden einen langen Glückwunsch für die Operation mit. Es war rührend, wie geschickt und tröstlich er die Worte zu wählen wußte. Da sah ich auf zwei Gesichtern einen Glücksschimmer, aber keinen starken und keinen reinen.

Tags darauf, genau sieben Wochen nach ihrer Ankunft, war für die Kleine das große Ereignis. Sie benahm sich, als ginge es zu einem Fest, und konnte den Augenblick nicht erwarten, da ich sie in den Operationsaal führen mußte. Sie wußte, wo er war; sie hatte sich ihn oft genug von Köbéli zeigen lassen; ich brauchte sie kaum zu leiten; die Türe wollte sie selber öffnen. Mit feierlicher Gebärde schritt sie über die Schwelle.

Die Operation verlief ohne Zwischenfall. Im Bett verhielt sich Hanneli in den ersten Tagen musterhaft; man hatte ihr oft genug gesagt, wieviel von ihrem ruhigen Verhalten abhängen würde. Da, in der dritten Nacht, wurde ich geweckt; weinend gestand mir die Arme, sie habe am Verband gezerrt; es habe sie so furchtbar gejuckt, daß sie nicht habe widerstehen können; jetzt sei es gewiß aus mit dem Sehen.

Ich schalt sie aus; ich verbot ihr das Weinen; ich tröstete sie: wenn sie schweige, könne es doch

noch gut werden. Das half schließlich; sie nahm alle Kraft zusammen und unterdrückte das Wimmern; aber die ganze Nacht saß sie wie das fleischgewordene Glend in ihrem Bett. Die Angst, ihr Glück für immer zerstört zu haben, erstickte sie fast.

Der Professor wurde am Morgen in aller Frühe von dem Vorfall benachrichtigt. Er schüttelte den Kopf und entschloß sich gleich, den ersten Verband wegzunehmen. Die Kleine, die vor Aufregung fast nicht gehen konnte und am ganzen Leib zitterte, wurde in ein Zimmer mit verhängten Fenstern getragen; nur bei der obersten Scheibe drang durch eine kleine unverhüllte Stelle etwas Licht herein und fiel auf ihr Gesicht.

„Schau nach oben!“ sagte der Professor zu ihr, als er ihr den Verband abgenommen hatte. Sie gehorchte zögernd und mit dem Ausdruck großer Angst; jetzt mußte es sich ja zeigen. Und nun kam der seltsame Augenblick. Ganz allmählich gingen ihre Züge von der Schläffheit des Kummers in die Spannung der Neugier über. Erst schien sie nichts zu bemerken; dann aber fuhr es durch sie wie ein leises Beben, wie ein warmer Strom; immer dunkler werdende Röte stieg ihr vom Hals in die Wangen und bis in die Schläfen hinauf; dann plötzlich rüttelte es sie heftig, wie ein Fieberschauer.

„Siehst du etwas anderes als Dunkel?“ fragte der Arzt. Und nun breitete es sich wie Verklärung und Freudenglanz auf dem Gesichtchen der Kleinen aus; sie streckte die ausgespreiteten, zitternden Händchen zu dem Licht empor, als wollte sie es fassen, betasten oder anbeten, anbeten mit aller Inbrunst ihrer Seele; ihr Mund öffnete sich leicht und schloß sich dann wieder; zwischen den Rippen kam nichts heraus, als jenes lange „mmm“, das Kinder etwa ausstoßen, wenn man ihnen etwas ganz Süßes in den Mund gesteckt hat.

So begrüßte sie den ersten Lichtschimmer, der in ihre Dunkelheit drang; so löste sich die unsägliche Angst, die sie in den letzten Stunden ausgestanden hatte.

Der Anblick der kleinen Lichtanbeterin war so rührend, so ans Herz greifend, daß mir die Augen feucht wurden, und nicht mir allein.

So lebendig und unverhüllt war mir das Glück vor- und nachher nie erschienen, und wenn ich ans Glück denke, oder davon höre, muß ich an das Gesicht des kleinen Hanneli im Untersuchungszimmer denken. Was ein Menschen- gesicht an Seligkeit und überirdischem Erstaunen ausstrahlen kann, das war in jenen Augen- blicken zu sehen.

Gewiß gibt es ungetrübtes Glück; vielleicht haben wir es alle einmal erfahren; ja, ich glaube es fest, und wenn wir es jetzt nicht gelten lassen, so beweist das nur, daß wir ver- gefßlich oder undankbar sind, oder daß das, was einmal unser Entzücken war, für uns jetzt den Wert oder Glanz verloren hat, uns alltäglich geworden ist. Um zu zeigen, wie ich das meine, will ich meine Geschichte noch etwas weiterführen.

Für Hanneli mußte, wie mir schien, eine beneidenswerte Zeit folgen. Man stelle sich vor, wie dem siebenjährigen Mädchen nun nach und nach die Welt aufgehen sollte. Ich höre es noch mit bebender Stimme dem Köbeli, der vor der Türe gewartet hatte, zuzurufen: „Ich sehe jetzt, ich sehe!“ Es hatte nun vom Licht gekostet; es war sicher, sehend zu werden, und verging fast vor Ungeduld, bis man die Binde für immer abnahm. Aber dieses Abwarten mußte selber ein Glück sein, ein sich jede Stunde er- neuerndes. Zwei Wochen mußte das Kind aus- halten; es nahm sich zusammen und rührte nie wieder an den Verband. Und machte seine Hand einmal unwillkürlich eine Bewegung gegen die verbundenen Augen hin, so war sicher Köbeli da und ermahnte es väterlich: „Mußt nicht!“ Das zweite Mal war die Lichtempfindung schon stärker, die Freude fast ebenso groß wie das erste Mal; immer ungestümer wurden die Bit- ten, es doch ohne Verband zu lassen.

Endlich setzte man Hanneli die Brille auf, und nun mochte die Welt ihren freudigen Ein- zug, ihren Siegeslauf in die bisher dunkle Kammer antreten. So hatte ich es mir wenigstens ausgemalt. Aber nun kam die Enttäuschung einhergehinkt. Das Kind sah alles im Nebel; die Dinge waren ihm viel undeutlicher, als es sie mit den Fingern begriffen hatte; es fürchtete sich vor ihnen; es war von einer beständigen Angst verfolgt. Mit Bett, Stuhl und Tisch,

mit mir, mit den Kameraden hatte es vor der Operation fest umzugehen gelernt; jetzt war ihm alles schreckhaft, so ganz anders, gröber, als es gedacht hatte; die Ärzte mit ihren Bärten brachten es geradezu in Entsetzen; ich glaube, es hätte gerne wieder eine Decke über alles gezogen und wäre am liebsten in die Welt mit den dunkeln Dingen zurückgekehrt.

Einmal kamen Vater und Mutter zusammen auf Besuch. Die Mutter hatte einen großen Weidenkorb am Arm und begrüßte das Kind mit den Worten: „So, siehst du jetzt? Das ist recht, wenn's auch gekostet hat; man kann jetzt doch etwas mit dir anfangen und hat weniger Mühe mit dir.“ Der armen Frau war nicht zu helfen; sie war glücksblind, unheilbar. Anders der Vater. Er suchte Hanneli durch die Brille in die Augen zu gucken, lachte in sich hinein und sagte: „Siehst du mich, Hanni? Schau, so sieht jetzt dein Vater aus. Gelt, er ist ein Wüster? Es ist uns nun doch ein großmächtiges Wunder widerfahren.“ Dann nahm er die Kleine unter den Armen zwischen seine rauhen Hände und drehte sie herum, wie man etwa einen Stock zwischen den Fingern dreht, und dabei liefen ihm ein paar große Tropfen über die Backen. Das war seine Art, dem Glück Ausdruck zu geben.

Und das Kind! Es fing heftig zu weinen an, wie es seit der Zeit, da es die Wirklichkeit mit Augen kennen lernte, oft getan hatte. Der Vater war ratlos, und auch ich habe den Zustand der Kleinen erst nach und nach begriffen. Sie hatte die alte Welt, die sie sich in sieben Jahren mit der Phantasie geschaffen hatte, verloren und sich in der neuen noch nicht zurechtgefunden. Wie vom Mond gefallen stand sie unter uns, unsicherer, hilfloser als je, so weltverlassen, als man nur sein kann. Wie einem Wiegenskind war ihr ja noch alles neu; Farbe, Glanz, Ferne und Nähe, all das Zusammenspiel der Dinge im Raum, selbst die Formen mußten ihr als etwas Neues entgegenreten. Ich glaube, sie fühlte sich namenlos unglücklich, als der fremde Vater sie zwischen den groben Bauernhänden drehte.

Das gab sich freilich im Verlauf der Wochen. Hanneli fand sich nach und nach zurecht; das

Sehen wurde ihm mit der Zeit alltäglich, die neue Welt die Welt des Alltags. Als es entlassen wurde, fragte ich es beim Abschiednehmen: „Gelt, du bist froh, daß du heim kannst?“

„Ja schon; aber ich habe jetzt den Stöbeli nicht mehr“, entgegnete es.

„Dafür siehst du jetzt, Hanneli!“

„Ja schon“, sagte es fast gleichgültig; „aber ich habe doch immer gesehen.“

Was bedeutete das? War das Undankbarkeit? Oder waren ihm die beiden Welten, die helle und die dunkle, so ineinander verflossen, daß es sie nicht mehr auseinanderhalten konnte? War ihm seine glücklichste Stunde schon nach acht Wochen im Gedächtnis verblaßt? Wer kann das sagen?

Ich weiß nicht, was aus dem Mädchen geworden ist; aber wenn es jetzt unter uns säße und wir es fragten: „Bist du auch schon einmal glücklich gewesen, weißt du, so recht glücklich?“ ich glaube, es würde sich eine Weile besinnen und schließlich antworten: „So recht glücklich? Ich weiß es nicht.“

„Und als man dir den Star stach?“

„Aha, im Spital? Oh, das war eine schreckliche Zeit!“

So schloß die Dame. Einer der Herren, der bis jetzt geschwiegen hatte, meinte trocken: „Warum sollte es nicht so reden? Ist es nicht immer schmerzlich, wenn man uns den Star sticht? Und noch eins: Sind denn wirklich die sogenannten glücklichen Stunden in der Rückschau die hellsten? Sind es die gesegnetsten? Irrlichter, Irrlichter!“

In diesem Augenblick klangen vom Turme die Glocken zusammen und läuteten das neue Jahr ein. Wie ein mächtiger Jubelgesang hallte es durch die Winternacht. Wir erhoben uns: „Glück auf!“ Freudig und unüberlegt sprang das Wort von den Lippen, von den nämlichen, die eben noch so zweiflerisch vom Glück gesprochen hatten.

Goethevers.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.